

Die (autobiographische) Provokation der Genres. Geschlecht und Gattung rhetorisch verfasst¹

Anna Babka

Die Frage der literarischen *Gattung* ist keine formale Frage: sie verschränkt sich mit dem *Motiv des Gesetzes* überhaupt, [...] der sexuellen Differenz zwischen männlichem und weiblichem *Geschlecht (genre)*, des Hymens zwischen beiden, dem Motiv einer beziehungslosen Beziehung zwischen beiden, einer Identität und einer Differenz zwischen dem Weiblichen und dem Männlichen

Jacques Derrida

„Die Frage der literarischen *Gattung* ist keine formale Frage [...]“ – so beginnt Derrida seine Reflexion in und auf „Das Gesetz der Gattung“. Ausgehend von einer signifikanten Verwobenheit der Gattung mit dem ‚Motiv des Gesetzes‘ denkt er die Frage weiter. Er schreibt von einer losen Beziehung, wenn er „beziehungslos“ und „Beziehung“ verbindet und die Kategorien der Identität und Differenz an dieses Wortspiel anschließt. Mit im Spiel ist zugleich die Verbindung zwischen dem weiblichen und dem männlichen Geschlecht (*genre*), und mehr eng als lose scheinen die Zusammenhänge zwischen Geschlecht und Gattung zu sein, wenn nicht sogar entscheidend verschränkt – doch wie geartet? Identisch und different zugleich, rhetorisch, sprachlich verfasst, vielfältig figuriert und nicht zuletzt etymologisch perspektiviert, weil sich das Wortfeld von „Geschlecht, Art, Gattung“ von lateinisch *genus* ableitet, auf das auch das französische *genre* zurückgeht.

Derridas Fragehorizont zum Gesetz der Gattung ist weit gespannt, und mannigfaltig erscheinen die Gründe, die Frage der Gattung mit der Frage des Geschlechts zu verbinden, den Gesetzmäßigkeiten dieser Kategorien nachzugehen – wie es auch Mary Jacobus formuliert, wenn sie, der Logik der Verwobenheit von Gender und Genre folgend, Derridas „Gesetz der Gattung“ auf das „Gesetz von Gender“ umlegt.² Den beiden „Gesetzen“ haftet ein Unbehagen an, das sich schon im ersten Satz von Derridas „Gesetz der Gattung“ ankündigt: „Die Gattungen nicht vermischen“ (202). Dieser Imperativ ohne Ausrufe-

¹ Vgl. zu diesen Ausführungen auch Anna Babka, *Gender / Genre-(in)-trouble* und Babka, *Unterbrochen*.

² Vgl. Derrida, *Das Gesetz der Gattung* und Mary Jacobus, *The Law of / and Gender*. Auf der Basis postfeministisch-dekonstruktiver Theorieansätze argumentierend geht es mir im Folgenden *nicht* um die Vergeschlechtlichung kultureller Formen bzw. die Verwobenheit eines bestimmten Genres, wie dem der Autobiographie, mit einem bestimmten Geschlecht, sondern um die *rhetorische Verfasstheit von Genre / Gender* als identitätsstiftende und zugleich dissemminierende Kategorien.

zeichen, der die Problematik der Kontamination und Widersprüchlichkeit der Genres evoziert und sich als mögliches Verbot, aber auch als Frage artikuliert, wird ironisch vor der Folie dessen, dass Genres potenziell ihre Grenzen überschreiten und ihre Identität überhaupt erst denkbar wird vor einer Grenze zum ‚Anderen‘.

Derridas ‚Provokation‘ der Genres bildet den Ausgangspunkt für die nachfolgenden Überlegungen. Wichtige Fragen, die sich ergeben, sind die nach Kohärenzen, Grenzen und Differenzen von Geschlecht und Genre. Beide Begriffe können in ihrer Unbestimmbarkeit an eine bestimmte Gattung gekoppelt werden, die, wie Derrida in Rückbezug auf Paul de Man meint, rätselhaft und immer schon verstellt k/ein Genre ist – an die Autobiographie. Die Autobiographie, die als Genre auf Hybridität, Androgynie (Derrida: 1988, 138), also auf (geschlechtliche) Vielfalt verweist, ist der Zugang zur Verbindung von Gender und Genre als deren sprachlich-rhetorische Verfasstheit.

Die Autobiographie, lange als Schlüssel zum Verständnis des Subjekts angesehen, ist als Genre so suspekt wie das Selbst als Begriff und längst schon als *always already impossible* demaskiert. Die AutobiographInnen, im Versuch, sich ihrer Subjektivität zu vergewissern, bringen diese hervor, sprachlich, im Medium der Schrift:

Alles fängt mit der Reproduktion an. Immer schon, das heißt Niederschlag eines Sinns, der nie gegenwärtig war, dessen bedeutende Präsenz immer ‚nachträglich‘, im Nachhinein und zusätzlich rekonstituiert wird (Derrida: 1983, 323).

Sprache ist, folgt man Derrida, notwendigerweise das einzige Mittel, ein Selbst zu setzen – als Figur, als Fiktion; als Fiktion deshalb, weil das Selbst sprachlich verfasst ist, notwendigerweise deshalb, weil diese Fiktion der Referent selbst ist, *das* Selbst, auf das sich die Sprache bezieht. Ist dann die Geschichte eines Lebens Geschichte oder Fiktion, oder ist Geschichte immer nur *als* Fiktion? Und werden diese Geschichten im Jetzt erzählt, sind sie dann Effekte des Jetzt oder Historie? Das Selbst kann immer nur erzählt und gelesen werden, *nachträglich*: „Narration is always belated, narratives postdate the origin“, würde Judith Butler sagen, und so ist die Beziehung zu uns selbst immer schon so nachträglich, wie es eine Erzählung nur sein kann.³ Dies könnte romantisierend mit einem Verlust umschrieben werden, der dann spürbar wird, wenn das Erfahrene verlorengelht, sobald es in den Bereich des Wissens, des Erkennens überführt, festgeschrieben und *präsent* werden soll: „We are necessarily absent-minded in the present, when the mind is present, it is already past“ (Butler: 1998, [unveröffentlichte Vorlesungsmitschrift]). Was präsent ist, ist immer schon vergangen, und die Erzählung fängt immer dort an, wo Repräsentation versagt – was bedeutet, dass die Erzählung gleichsam die Unmöglichkeit der Repräsentation ‚repräsentiert‘. Das Leben, das die AutobiographIn sich erzählt (indem sie etwas in eine sprachliche Form bringt, das keine sprachliche Form

³ Vgl. Butler, *Lecture: Modern Rhetorical Theory*.

hat), widersteht dem konzeptuellen Zugriff; das Selbst ist immer schon vom Ursprung exiliert und hat keine unabhängige Realität außerhalb der textuellen Realität, außerhalb der Erzählung. Und wenn *Etwas* erzählt wird, so kann es immer nur eine Version von Etwas sein, die in keinem Moment definitiv ist, wie es Butler formuliert hat, die die erzählte, also sprachliche Dimension des Selbst pointiert, wenn sie fragt und antwortet:

Would I be recognizable if I didn't tell stories? Wouldn't I be finished as a recognizable human if I didn't have to tell a story? Self-representation is essential to what or who I am. Without rhetoric I would be nothing. Without the possibility of linguistic representation I would cease to be a rhetorical being, to be human (unveröffentlichte Vorlesungsmitschrift).

Das (autobiographische) und textuell vergeschlechtlichte Ich generiert und perpetuiert sich über sprachliche Selbstrepräsentation, immer auch als deren Effekt, und diese Selbstrepräsentation muss kontinuierlich erfolgen. Das *Ich* muss wiederholt werden und wiederholbar sein, um als Selbst bestimmbar zu sein. Butler spricht an anderer Stelle von einer „zwingenden Zitatförmigkeit“ der geschlechtlichen Norm, die notwendig ist, um sich „als ein ‚jemand‘ zu qualifizieren“ (Butler: 1993, 232). Genau dieser immerwährende Qualifikationsprozess ist von der Zitation des Namens und des benannten Geschlechts abhängig, und er ist unabschließbar und unvollkommen:

Die Unmöglichkeit eines völligen Wiedererkennens, d.h., die Unmöglichkeit, den [vergeschlechtlichten, A.B.] Namen, von dem Jemandes soziale Identität inanguiert und mobilisiert wird, jemals ganz auszufüllen, impliziert überdies die Instabilität und Unvollständigkeit der Subjektbildung. Das ‚Ich‘ ist dementsprechend ein Zitat der Stelle des ‚Ichs‘ in der Rede, wobei jene Stelle eine gewisse Priorität und Anonymität besitzt hinsichtlich des Lebens, das sie beseelt: sie ist die geschichtlich revidierbare Möglichkeit eines Namens, die mir vorhergeht und über mich hinausgeht, ohne die ich jedoch nicht sprechen kann (298).

Das Ich kann nicht vollständig (wieder-)erkannt werden, niemals ganz ausgefüllt werden, es ist brüchig, instabil, aber zugleich ‚beseelend‘, wie Butler bemerkt und vielschichtig, wie es aus etwas anderer doch ebenso dekonstruktiv orientierter Perspektive Trinh T. Minh-h beschreibt: „‚Ich‘ ist in sich selbst unendliche Schichten“ (Trinh: 1989, 90, Hervorhebung A.B.). Trinh entfaltet die Schichtungen eines *Ich* und evoziert eine kritische Distanz zu Begriffen wie das Selbst, der Ursprung, das Reale, die Authentizität – die Autobiographie. ‚Ich bin nicht ich‘ („I am not i“) (90). Das vielschichtige Zusammenspiel des universalen Ich und des spezifischen, zugleich multiplen *ich* perspektivieren die Vorstellung des Referenten als Ursache der Personalpronomen – und die Autobiographie. Das *Ich* kann immer auch *du*, *viele* und *andere* sein. Das Ich/ich ist in konstanter Bewegung zum Du/du, zum Anderen/zu anderen und ist eines oder mehreres unter anderen (Babka: 2002, 15). Auch Trinh provoziert das Ich als ProtagonistIn der Grenzziehungen, der „dividing lines“:

[F]or the line dividing *I* and *Not-I*, *us* and *them*, or *him* and *her* is not (cannot) always (be) as clear as we would like it to be. Despite our desperate, eternal attempt to separate, contain, and mend, categories always leak (Trinh: 1989, 94).

Nichts ist, so auch Jacques Derrida, „more irreducibly singular than ‚I‘ and yet more universal, anonymous, and substitutable“ (Derrida: 2001, 326). In Derridas Kommentar zum Ich verliert sich dessen (Selbst-)Sicherheit, dessen Identität und geschlechtliche Eindeutigkeit, wenn er behauptet, dass es kaum etwas geben könne, das irreduzibler und singulärer sei als ein Ich und das dennoch oder zugleich universell, anonym, und ersetzbar ist (326).

Die Art und Weise, in der hier zeitgenössische TheoretikerInnen mit dem *Ich* umgehen, kündigt sich bereits früh in Friedrich Nietzsches *Ecce Homo* an. Nietzsches Text suggeriert Rupturen bezüglich einer Vorstellung von innerer Kontinuität und der darin scheinbar garantierten Identität des Individuums. Er benennt diese Unsicherheit im Hinblick auf autobiographisches Schreiben, indem er behauptet, dass autobiographisches, das heißt selbstbezogenes Schreiben, die Fähigkeit voraussetzen würde, sich sowohl als *Individuum*, das heißt Unteilbares, als auch als *Dividuum*, also Teilbares, zu begreifen (Nietzsche: 1988, 76). Nietzsche markiert damit den Gattungsbegriff als relativ und heuristisch – gebunden an eine Kritik des Subjektbegriffs. Er dekonstruiert, gleichsam *avant la lettre*, das autobiographische Selbst – denn die ‚Wahrheit‘ dieses Selbst, dieses Subjekts, liegt, so Nietzsche, in den Figuren oder Tropen der Erzählung: „Was also ist Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen, kurz eine Summe von menschlichen Relationen [...]“ (Nietzsche: 1988b, 880f.).

Wenn Nietzsche in *Ecce Homo* sagt: „Und so erzähle ich mir mein Leben“, so spaltet er das Ich in dreifacher Weise. Das Ich erzählt *s/ein* Leben dem Ich selbst, das *Ich* erzählt *sich sein* Leben selbst. Kann das Ich dann nur durch das *Ohr* des anderen (Ich) gehört, wahrgenommen werden?⁴ Nietzsche animiert den Empfänger seiner Erzählung, nämlich sich selbst, gibt sich selbst Leben, Stimme und Gestalt. Nietzsche gebiert sich selbst und ist die Geburt zugleich – das Leben und das Ich oszillieren als Erzähler. Die Erzählung animiert das Selbst, *setzt* das Leben *fort* – das Selbst, die ‚Ursache‘, ist Effekt der Erzählung (als Effekt, der die Ursache erst hervorbringt, sprachlich, rhetorisch also), Summe der Tropen, der menschlichen Relationen. Worin liegt dann noch die Sinnhaftigkeit, diesen epistemologisch ungesicherten Bereich autobiographischer Produktion zu reflektieren („[W]e are not far [...] from ‚The end of autobiography‘“ (Lang: 1982, 9)), was motiviert die Hinwendung zur Autobiographie, wenn sie von anderen Texten nicht mehr unterscheidbar ist, von den Textkörpern, die sie hervorbringen? Oder ist die Frage nach dem *Gesetz der Gattung* schon der Anfang einer Unterbrechung jedes Versuchs der Relektüre eines Genres?

⁴ Vgl. Derrida, *Otobiographies* bzw. Derrida, *The Ear of the Other*.

Sobald man das Wort ‚Gattung‘ vernimmt, sobald es erscheint, sobald man versucht, es zu denken, zeichnet sich eine Grenze ab. Und wenn sich eine Grenze herausbildet, dann lassen Norm und Verbot nicht auf sich warten: ‚Man muß‘, ‚man darf nicht‘ – das sagt ‚Gattung‘, das Wort ‚Gattung‘, die Figur, die Stimme oder das Gesetz der Gattung. Und das läßt sich von Gattung jeglicher Gattung sagen, ob es sich nun um eine gattungsmäßige oder um eine allgemeine Bestimmung dessen handelt, was man ‚Natur‘ oder *physis* nennt (z.B. *um eine Gattung von Lebewesen oder um das Menschengeschlecht (genre humain), um eine Gattung von allem, was überhaupt ist*) [...]. Sobald eine Gattung sich ankündigt, muß man deshalb eine Norm respektieren, man darf eine Grenzlinie nicht überschreiten, man darf das Risiko einer Unreinheit, Anomalie oder Mißbildung nicht eingehen (Derrida: 1994, 248f.).

Sobald von Genre die Rede ist, steht vieles auf dem Spiel, es ist ein *Terminus von Gewicht*. Sobald die ‚Stimme‘ aus dem ‚Gesicht‘ Genre spricht (wie Derrida hier gelesen werden kann), sobald diese Stimme sagt ‚man muss‘ oder ‚man darf nicht‘, wird gesetzt, wird Gesetz – wie für die Gattung, so auch für Geschlecht und noch mehr, wenn das Genre Autobiographie heißt, als Negation von Genre oder als Teilhabe an allen Genres. Wie ist dieses Paradox formulier- und denkbar? Derrida kann es, wie er betont, selbst nur über die Form einer Hypothese ausdrücken:

[E]in Text könne zu keiner Gattung *gehören*. Jeder Text hat teil an einer oder mehreren Gattungen, es gibt keinen Text ohne Gattung, es gibt stets eine Gattung und Gattungen, aber diese Teilhabe ist niemals Zugehörigkeit (260).

Das Gesetz der Gattung impliziert eine Teilhabe ohne Zugehörigkeit und basiert auf einem ‚Gegengesetz‘ – denn die Grenzen, die das Genre erst ermöglichen oder hervorbringen, werden potenziell überschritten. Gerade aber die Unmöglichkeit, die ‚Reinheit‘ der Genres zu gewährleisten, wird zur Produktivität hinsichtlich einer Vielfalt von Genres. Derrida hat in seinem „Gesetz der Gattung“ die Normativität des Genres auch auf das Geschlecht angewandt – denn das Gesetz der Gattung gilt, wie er oben verdeutlicht, egal, ob es sich dabei um eine gattungsmäßige oder eine allgemeine Bestimmung von Natur oder *physis* handelt (248).

Auch Judith Butler evoziert über eine Lacan-Lektüre das „Gesetz der Gattung“, wenn es ihr um die „Formulierung eines körperlichen Ichs“ geht und sie das Geschlecht als eine Art Gebot oder als eine Anweisung beschreibt, die „funktional *abhängig* von der weitgehenden Aktualisierung und Zitierung des Gesetzes“ ist, d. h. ‚das Gesetz des Geschlechts‘ wird – analog zur Funktionsweise des Gesetzes – nur in dem Maße laufend gefestigt und als das Gesetz idealisiert, indem es andauernd wiederholt wird als das Gesetz, erzeugt wird als das Gesetz, als das voraus liegende und unerreichbare Ideal“ (Butler: 1993, 37). Das Wirkungsmoment der Performativität als Zitatförmigkeit, das hier deutlich wird, produziert die scheinbare Evidenz des geschlechtlich markierten Subjekts als dessen Effekt. Das Gesetz des Geschlechts ist damit seiner Zitie-

nung nicht vorgängig, sondern „das Zitieren des Gesetzes [ist] der eigentliche Mechanismus seiner Herstellung und Artikulation“ (38).

Was hier verhandelt wird, sind performative und rhetorische Lektürestrategien *nach dem Gesetz der Gattung*. Es geht also um die Lektüre und Reflexion der Tropen der Gattung (Genre) und des Geschlechts (Gender), der Tropen der Identität bzw. des autobiographischen Modus der Tropen der (Geschlechts-)Identität. Die Annahme, dass die Tropen der Autobiographie den Funktionsweisen der Tropen der (Geschlechts-)Identität korrelierbar sind, ist eng an Derridas Diktum gebunden, dass die Geschlechterdifferenz nicht *ist*, sondern nur gelesen werden kann. Geschlechterdifferenz existiert nur als Figur, als Lesefigur, *ist* also nur, so Derrida, „als Resultat des Lesens der Geschlechterdifferenz“. Es gibt, wie es Derrida weiter verdeutlicht „kein asexuelles, asexuiertes oder metasexuiertes (métasexué) Lesen der Geschlechterdifferenz, denn sie wird ebenso gelesen wie sie ihrerseits liest“. Daher geht es „nicht um die Geschlechterdifferenz selbst (so etwas tritt nicht als solches auf, anwesend, wirklich, ohne jedwedes Lesen), sondern eben um ein Auftreten des Lesens der Geschlechterdifferenz [...]“. Die Geschlechterdifferenz scheint nach Derrida „insgesamt erst im höchst sprachpragmatischen, höchst performativen Lese- bzw. Schreibakt eingerichtet zu werden“ (Derrida: 1996, 93), „Hervorhebung A.B.) – über eine *Anrede*, eine *Apostrophe*. Innerhalb dieser Lese-/Schreibakte wird Referenz vorausgesetzt und Bedeutung verliehen, als 'notwendige' (autobiographische) Fiktion.

Paul de Man – mit dem Problem autobiographischer Referentialität konfrontiert – beschreibt das „autobiographische Moment [als den] Prozess einer wechselseitigen Angleichung der beiden am Leseprozess beteiligten Subjekte [...], bei der sie einander gegenseitig durch gemeinsame reflexive Substitution bestimmen“ (de Man: 1993, 134). Bei ihm ist die Rede von einer Textstruktur wechselseitiger Reflexion, von einem Text, der *von* jemandem ist, eines Autors oder einer Autorin, die sich selbst zum Gegenstand des eigenen Selbstverständnisses erklären, festsetzen, festschreiben. Dieses *von* vermittelt den Eindruck „unangefochtener Lesbarkeit [eines] Eigennamens“ (132), ungebrochener Referentialität, legitimiert durch eine „Signatur“ (wie es mit Philippe Lejeune formulierbar wäre). Auf dem Spiel steht demnach die „Mythologie der Signatur“ (Derrida: 1986, 152), der Paul de Man insofern antwortet, als er fragt:

[S]ind wir uns wirklich so sicher, daß die Autobiographie von der Referenz auf dieselbe Weise abhängt wie ein Photograph von seinem Objekt oder ein (realistisches) Gemälde von seinem Modell? Wir nehmen an, das Leben würde die Autobiographie hervorbringen, aber können wir nicht mit gleicher Berechtigung davon ausgehen, das autobiographische Vorhaben würde seinerseits das Leben hervorbringen oder bestimmen? [...] Und da das hier vorausgesetzte Funktionieren der Mimesis nur eine Art der Figuration unter anderen ist, so fragt sich, ob die Redefigur vom Referenzobjekt bestimmt wird oder ob es sich umgekehrt verhält [...]? (de Man: 1993, 132f.).

So sehr hier auf den ersten Blick Fragen zur Genretheorie angesprochen sein mögen, so sehr geht es um die Frage, ob Sprache repräsentiert, also etwas bereits ‚Daseiendes‘ imitiert, mimt, oder ob Sprache produziert, inauguriert, ‚ins Dasein bringt‘ – und es geht um Lektüre, das heißt um rhetorische und tropologische Strukturen und den Prozess des Lesens als Verstehensprozess. Die so genannten Fiktionen, die im Ursache-Wirkung-Schema überlicherweise *nach* dem außersprachlichen Referenten lokalisiert werden, entwickeln in Paul de Mans Argumentation *referentielle Produktivität*:

Ergibt sich die Illusion der Referenz nicht als Korrelation der Struktur der Figur, so dass das ‚Referenzobjekt‘ überhaupt kein klares und einfaches Bezugsobjekt mehr ist, sondern in die Nähe einer Fiktion rückt, die damit ihrerseits ein gewisses Maß an referentieller Produktivität erlangt? (69).

Was hier im Zentrum von de Mans Überlegungen steht, ist die Unentscheidbarkeit von Sprache als Referenz und/oder Fiktion. Die (autobiographische) Fiktion selbst erzeugt fiktiv oder illusionär den Anschein von Referenz. Dies bedeutet zugleich, dass Referenz von de Man nicht außerhalb textueller, rhetorischer, figurativer Effekte gedacht wird und dass die sogenannten Referenten immer auch als Effekte referentieller Produktivität zu verstehen sind.

Derridas und de Mans Positionen liefern die Grundlage für die tropenorientierte Reflexion auf den literarischen Text und in besonderem Maße auf die Autobiographie, die sich als privilegierter Ort zeigt, an dem die rhetorisch-performative Verfasstheit der Geschlechter lesbar wird. In der Tat ist – folgt man de Man – die „Autobiographie [...] keine Gattung oder Textsorte, sondern eine Lese- oder Verstehensfigur, die in gewissem Maße in allen Texten auftritt“ (134). Die berühmte Formulierung Paul de Mans in „Autobiographie als Maskenspiel“ suggeriert, dass allen Texten in gewisser Weise und in einem bestimmten Ausmaß ein autobiographischer Gestus inhärent ist. Wenn von allen Texten als Literatur und zugleich als Autobiographie die Rede ist, so verschieben sich die traditionellen Grenzen zwischen literarischen und vermeintlich nichtliterarischen Gebrauchsweisen von Sprache oder werden sogar aufgehoben. Dies führt in der Interpretation de Mans dazu, dass „der Gegenstandsbereich von seiner jahrhundertealten Last der Kanonisierung als Textkorpus [befreit wird]“ (de Man: 1987, 89). Die Konsequenz daraus ist, so Werner Hamacher in seiner de Man-Analyse, dass es „keine letzte Instanz“ gibt, die eine Entscheidung darüber treffen könnte, „welcher Text nun welcher Gattung oder welcher Text-Klasse zuzuschlagen ist“ (Hamacher: 1980, 1157). Damit wird die Idee der Gattung, des Genres nicht zur Gegebenheit oder zur fraglosen Vorannahme, sondern zu einem Objekt theoretischer Aufmerksamkeit.

De Man stellt jedoch nicht nur die Gattungsgrenzen und -gesetze in Frage, es geht ihm zugleich um ein *de-facement*, also um die De-Maskierung eines Genres, dessen rhetorischer Gestus darin liegt, das „Selbst“ als literarische und ontologische Kategorie erst hervorzubringen. Warum „De-Maskierung“? Weil

das Genre der Autobiographie als ein System rhetorischer Figuren verstanden werden kann. Die Prosopopöie als *die* Figur der Autobiographie und der Defiguration spielt dabei eine zentrale Rolle – nicht nur für de Man.⁵ Auch für Derrida offenbart sich das Selbst, „*the self, le soi même* [...] nur in dieser von Trauer getragenen Allegorie, in dieser halluzinatorischen Prosopopöie [...]“ (Derrida: 1988, 112). Bettine Menke wiederum präzisiert de Mans Deutung der Prosopopöie als „Lese- und Verstehensfigur“, wenn sie das Lesen als einen Akt bezeichnet, der „das Verstehen, die Frage, das Wissen, die Verleihung von Gesicht oder Figur nie vermeiden [kann]“ und daher zugleich „Vergessen, Auslöschen, *defacement*“ (Menke: 1995, 64), ist. Das *defacement* als Defiguration liegt darin begründet, dass die Prosopopöie die Verleihung einer Figur / eines geschlechtlich markierten Gesichts mitteilt, das ursprünglich fehlt. Dies bedeutet, dass der Akt des Verleihens *selbstreferenziell* mitgeteilt wird. Die rhetorische Figur verweist damit auf ihre meta-figurative Doppelstruktur von Figuration und Defiguration, d.h. sie ist „Figur, die ihr Funktionieren gleichzeitig durch diesen Effekt auch schon wieder verstellt“ (Menke: 1995, 43).

Menke bezeichnet die Prosopopöie als eine Figur, „die in ihrem Effekt, der ‚Stimme‘ heißt, ihre rhetorische Verfasstheit und damit ihre Stummheit verstellt“ (Menke: 2000, 150). Figur heißt hier aber nicht „Person“ als Objekt oder Subjekt, wie es die traditionelle Übersetzung der Prosopopöie als „Personifikation“ vorschlagen würde, sondern „face“ oder „mask“ in der Definition de Mans. Das (autobiographische) Subjekt der Rede, das Gesicht, ist figuriert. Es ist Produkt einer rhetorischen Operation und daher keine „natürliche“ Kategorie, sondern eine „rhetorische“ (Menke: 1992, 441). Der Effekt der Figur ist das Gesicht, die Stimme *und*, so meine These, das Geschlecht. Der Referent *Geschlecht*, das heißt Mann/Frau oder männlich/weiblich kann als Maske der Geschlechtsidentität gelesen werden, als Effekt einer Figuration, die zugleich das ‚biologische‘ Geschlecht performativ hervorbringt. Die Verbindung Geschlecht/Stimme ist von Bedeutung, weil die Stimme immer auch eine Stimme des Geschlechts ist, weil unter der „Metapher‘ der Stimme ‚Personen‘ konstituiert [werden]“ (Menke: 2000, 152) denen zwangsweise ein Geschlecht zugeschrieben wird. So kommen die geschlechtlich markierten Personen ‚ins Sprechen‘, ‚sprechen‘ von der Zuweisung, von der Verortung im Männlichen/Weiblichen; die Prosopopöie de/figuriert diese Geschlechtsidentität, gibt und nimmt die ‚männliche‘ und ‚weibliche‘ Stimme des Geschlechts. Die Autobiographie als Prosopopöie verschleiert – metaleptisch – den Vorgang der Zuweisung der geschlechtlichen Markierung an das Subjekt, dessen Effekt *und* Ursache sie ist. Im Vorgang der Adressierung oder Apostrophierung, in

⁵ Das griechische „*prosopon*“ bezeichnet in einer frühen Bedeutung „Gesicht“ und später auch das „künstliche Gesicht“, das sich der Mensch durch das Aufsetzen einer Maske selbst verleiht. Nach de Man ist die Prosopopöie die Trope oder Figur, „durch die jemandes Name [...] so verstehbar und erinnerbar wird wie ein Gesicht“. Es geht, bei diesem Thema, wie de Man ausführt, „um das Geben und Nehmen von Gesichtern, um Maskierung und Demaskierung, Figur, Figuration und Defiguration (de Man: 1993, 140).“

dem das Geschlecht zur Sprache kommt, sich als Identität verspricht, wird die Gefahr des anhaltenden Versprechens deutlich: dem Geschlecht verschlägt es permanent die (weibliche/männliche) ‚Stimme‘, es wird im gleichen Maße ‚sprachlos‘/ ‚stumm‘ wie es ins Sprechen kommt – oder, wie es auch Cynthia Chase formuliert, ohne auf die Kategorie Geschlecht zu sprechen zu kommen: „What is posited is figure: that which is perceptible or intelligible, but also, mute“ (Chase: 1986, 94).

Während nach de Man unter bestimmten rhetorischen Gesichtspunkten *alle* Texte dem Genre Autobiographie zugehörig sind, ist Derrida zufolge die Zugehörigkeit zu einem Genre unmöglich. Was bei de Man als autobiographisch tropologischer Modus von allen Texten gedacht wird, ist angewiesen auf eine „Lese- und Verstehensfigur“, die, insofern ihr Gestus Subjektkonstitution betreibt, Autobiographie genannt werden kann. Derridas „Teilhabe“ von Texten an Gattungen impliziert die Teilhabe an deren rhetorischen Strukturen und an der Dekonstruktion als Defiguration, die in ihnen am Werk ist.

Die Frage der Subjektdekonstruktion als Defiguration, die hier über die Konzepte Genre/Gender reflektiert wird, impliziert als maßgebliche Komponenten den Körper und die (Geschlechts-)Identität. Wie also wird über sprachliche Modi und Figurationen der geschlechtliche Körper als Austragungsort und Matrix machtvoller Identifikationsprozesse markiert, konturiert und hervorgebracht? Wirkt und funktioniert das „Gesetz des Genres“ gleich dem „Gesetz von Gender“? Einen Hinweis gibt Mary Jacobus, wenn sie schreibt: „Genre allows us to find our own faces in the text rather than experience that anxious dissolution of identity which is akin to not knowing our kind; or should I say gender?“ (Jacobus: 1984, 5). ‚Gestattet‘ das Genre (Autobiographie) den (imaginären) Zugriff auf ein immer schon geschlechtlich markiertes ‚Gesicht‘? Wie funktionieren die machtvollen und identifikatorischen Prozesse der autobiographischen Vergegenwärtigung und damit auch der Hervorbringung der Gesichter und der Geschlechter? Können im Sinne eben dieser Vergegenwärtigung Konzepte wie Erinnerung und Gedächtnis für diesen Prozess produktiv gemacht werden?

Jacques Derridas ‚Erinnerungen‘ liefern einen möglichen Ansatz. In seinen *Mémoires. Für Paul de Man* entfaltet Derrida auf prägnante Weise den Begriff *Mémoires*, für den es, übersetzt aus dem Französischen, keine eindeutigen Entsprechungen im Englischen oder im Deutschen gibt. Der Begriff *Mémoires* impliziert die Konfusion der Genera, weil er die Bedeutung wechselt, „je nachdem, wie man den Genus (Maskulinum/Femininum) oder den Numerus (Singular/Plural) bestimmt“ (Derrida: 1988, 15). Derrida gelangt zudem von der Erinnerungsfähigkeit (*la mémoire*), die im Deutschen auch als ein ‚gutes/schlechtes Gedächtnis‘ beschrieben werden könnte und sich aus Erinnerungen (*les mémoires*) speist, die nach keiner besonderen Verschriftlichung verlangen, zur männlichen Form, die im Singular eine Gedächtnishilfe als Notiz oder als Memorandum darstellt (*mémoire*), im Plural jedoch auf die Geschichte

eines Lebens verweist, auf Selbstzeugenschaft, auf *mémoires*.⁶ Letztere sind Teilbereich des Genres Autobiographie, das, wie bereits erwähnt, rätselhaft ist und immer schon verstellt k/ein Genre ist. Was dieses Wort *mémoire* an Bedeutungen hervorruft, bildet die Brücke zur Verbindung Erinnerung und Geschlecht: *mémoire* leitet bei Derrida eine Zeichenkette ein, die über die Unentscheidbarkeit des Genus an die Grenzen des Genres stößt – an die Autobiographie.

Genre und Gender, Gattung und Geschlecht sind Begriffe, die nicht nur etymologisch verwoben sind im gleichen Namen, der als Ort des Aufbewahrtseins fungiert. Geschlecht und Gattung existieren nur als Name, sie werden über diesen Namen ins Dasein gerufen, adressiert und aufgerufen, ins Gedächtnis (zurück)gerufen und auf diese Weise ‚ins Leben gerufen‘. Das Ansprechen ist zugleich Benennung, der Name Träger und Produzent des binären Geschlechtermodells. Das benannte *Geschlecht*, das ich hier als Sprachfigur verstehe, wie eben auch *Gesicht* und *Stimme*, scheint nachträglich immer schon gegeben, wird jedoch als Sprachfigur erst gesetzt. Judith Butler hat daran erinnert, dass Neugeborene ‚angerufen‘ werden – über die Apostrophe, die Adressierung oder *Appellation*⁷ als bloßem Namen – oder, gewendet mit de Man, als Prosopopöie, als *Fiktion* einer Apostrophe, als Figur der Autobiographie. Über die Sätze „Es ist ein Junge oder es ist ein Mädchen“ werden sie vergeschlechtlicht (*gendered*) ins Leben und ins Gedächtnis gerufen. Sie werden wiedererweckt und vor- oder wiederaufgeführt, wieder inszeniert innerhalb eines tropologischen Spektrums, das als ‚Eigenname‘ des Geschlechts seine Kraft ausspielt oder diese ausspielen kann kraft des Vermögens des Gedächtnisses.

⁶ Vgl. dazu den folgenden Textabschnitt: "*Mémoire* ist im Französischen hybrid oder androgyn. [...] Man sagt ‚une mémoire‘, la mémoire, Femininum, um in der allgemeinsten Bedeutung das Vermögen (psychologisch oder nicht), die Fähigkeit, den Ort, die Versammlung der Erinnerungen oder der Gedanken zu bezeichnen; aber es ist auch der Name für das, was wir hier zu denken versuchen und was wir so schlecht umgrenzen können. Jedenfalls gibt es Sätze, die man nur mit diesem Femininum Singular bilden kann. Und sie betreffen immer ‚*mémoires*‘, die kein wesentliches Bedürfnis nach Schrift im geläufigen Sinn haben. Was das Maskulinum angeht, so kann es zwei Bedeutungen haben, die sich untereinander und von ‚la mémoire‘ unterscheiden, je nachdem, ob es im Singular oder im Plural steht. ‚Un mémoire‘ (Maskulinum Singular), das ist ein Dokument, ein Bericht, eine Notiz, ein Memorandum, eine Bilanz, die das zusammenstellt, woran man sich erinnern soll; es ist immer zusammenfassend und setzt Schrift, eine Exposition nach Außen und eine räumliche Einschreibung voraus [...] Wenn mit ‚*memoires*‘ (Maskulinum Plural) nicht einfach nur eine Vielzahl von *mémoires*, sprich Dokumente, Bericht, Bilanzen oder Akten [...] bezeichnet wird und es sich um Fälle handelt, in denen dieses Wort nur im Plural gebraucht wird, so werden damit wiederum Schriften gemeint, aber Schriften, die ein Leben erzählen oder eine Geschichte, für die der Autor Zeugnis ablegen kann. Sie übersetzen das durch ‚*memoirs*‘ (ohne e und ohne Akzent), und sehr häufig wird das dem rätselhaften Genre zugerechnet [...], das – folgt man Paul de Man – gar kein Genre ist: die Autobiographie" (Derrida: 1988, 138f.).

⁷ Vgl. dazu Butler, *Psyche der Macht*, 2001, S. 101–124 bzw. Butler, *Haß spricht*, 1998, S. 41–47.

Butler betont zudem die zeitliche Bedingtheit und den zitathaften Charakter performativer Äußerungen und Anrufungen (Interpellationen). Nur indem eine performative Äußerung als Glied in einer zitathaften Kette vergangene Sprechakte anruft, zitiert und mobilisiert sowie auf zukünftige Sprechakte verweist, erhält sie performative Macht. Mit Bettine Menke argumentiert kann es dann auch nur eine „Gegenwart des Erinnerten“ geben, eine „nachträgliche“, eine „die erst im Zitat gewonnen werden kann“ und „die spezifisch figurale Verfasstheit des dieser immer erst nachträglich Erinnerten – im Zitat [benennt]“ (Menke: 1991, 75). Gender/die soziale Geschlechtsidentität erweist sich als unentscheidbare/s und permanent unterbrochene/s Überlieferung/Zitat des Lesevorgangs der Adressierenden / Adressierten. Letztere sind als ‚Selbst‘ selbst überliefert bzw. erinnert im Zitat. Geschlechtsidentität wird über eine ‚auswendige‘ (im Sinne von auswendig gelernt/erlernt) *performance* des Gedächtnisses, über eine Vergegenwärtigung als Modus eines wiederholenden Nachlebens, erst nachträglich konstituiert: „Das Zitat ist ‚Wiederholung‘, eine ‚zweite Gegenwart‘, Nach-Leben dessen, was nie als solches gewesen ist“ (85). Wiederholen, erinnern und lesen sind eng korrelierbare Vorgänge. Was wiederholbar ist, muss lesbar sein, zitierbar sein – also auch schreibbar sein. Geschlechtsidentitäten sind über (autobiographische) Lese- und Schreibvorgänge denkbar, die sich auf Abwesendes berufen. Über den Akt des Lesens und Schreibens wird dem Abwesenden ein Gesicht/Geschlecht eingeschrieben, das immer schon *Figur* ist, verstellt und verschleiert ist. Was als Geschlecht überhaupt existiert ist *Erinnerung als Zitat*,⁸ ist Lesefigur und Autobiographie, ist die „auswendige“ *performance* einer immer schon unterbrochenen geschlechtlichen Norm.

Perspektiviert über die Frage des Gedächtnisses und der Erinnerung, zeigt sich Judith Butlers eingangs beschriebenes Diktum der „zwingenden Zitatförmigkeit“ der geschlechtlichen Norm als bedeutender theoretischer Gestus, der eng mit dem dekonstruktiv reformulierten Begriff der Rhetorik und Rhetorizität durch de Man korreliert werden kann. In ihrem Text „How can I deny that these hands are mine“, den Butler anlässlich einer Tagung zum Werk und zur Aktualität Paul de Mans verfasste, wird die Nähe ihres Denkens zu de Man deutlich – dies besonders im Hinblick auf de Mans Theoretisierung der Sprache über deren tropologische Verfasstheit. Die Autorität der Sprache gründet, wie gezeigt, bei de Man nicht in einer feststehenden Bedeutung oder einem außersprachlichen Referenten, sondern in den innersprachlichen Tropenbeständen. Butler bindet das tropologische Verständnis von Sprache an ihre performative Funktion oder Kraft:

Language is said to fabricate or to figure the body, to produce or construct it, to constitute or to make it. Thus, language is said to act, which involves a tropological understanding of language as performing and performative (Butler: 1997, 3).

⁸ Vgl. dazu Chase: 1986, S. 102 („[W]hat does exist is quotation“).

Sprache *macht*, sie erzeugt, produziert, konstruiert den Körper, sie fabriziert und figuriert ihn. Die hier eingesetzten Verben beschreiben den Handlungscharakter der Sprache nachdrücklich mit ‚Machen‘ und ‚Figurieren‘ werden zusammengedacht und mit einem *oder* verknüpft. Damit löst sie zum einen den Begriff des Performativen aus seinen sprechakttheoretischen Einschränkungen, und das Performative wird zu einer „allgemeinen Wesens- und Funktionsbestimmung von Sprache“ (Liepold-Mosser: 1995, 15). Zugleich kann, um einer de Man-Lektüre Werner Hamachers zu folgen (der Butler nur zustimmen könnte), “[d]ie performative Funktion der Sprache [...] von ihrer figurativen nicht isoliert werden, solange ihr erst aus ihren Tropen, und seien sie noch so klischiert, ihre persuasive Kraft zufließt“ (Hamacher: 1988, 18).

Was von Paul de Man in seinem Rückbezug auf Nietzsche als theoretisches Konzept herausgearbeitet wurde – eben über die rhetorische Figur der *Umkehrung von Ursache und Wirkung* oder auch über die *Erfindung* einer Wirkung oder einer Ursache, also über die Metalepse –, ermöglicht Butler einen wichtigen Zugriff auf das Denken von Geschlecht und Identität. *Gender* produziert *sex* metaleptisch, das heißt, *gender* wird nicht bloß als kulturelle Geschlechtsidentität verstanden, sondern als Konstruktionsapparat, der *sex* als prädiskursiv produziert und diesen Prozess zugleich verschleiert, um *sex* nicht als Effekt von *gender* erscheinen zu lassen, sondern als normative Entität und/oder biologische Tatsache. Auch in *Psyche der Macht* denkt Butler den Prozess der Subjektwerdung, der Hervorbringung, der Generierung von Subjektivität eng entlang einer „tropologischen Inauguration des Subjekts“ (Butler: 2001, 9). Ihr Versuch, *intelligible Geschlechtsidentitäten* zu dekonstruieren, nämlich jene, „die in bestimmtem Sinne Beziehungen der Kohärenz und Kontinuität zwischen dem anatomischen Geschlecht (*sex*), der Geschlechtsidentität (*gender*), der sexuellen Praxis und dem Begehren stiften und aufrechterhalten“ (Butler: 1991, 38) ist immer schon an eine kritische rhetorische Lektüre gebunden.

Das performativ hervorgebrachte Phänomen autobiographischer Identität ist rhetorisch und kann mit Butlers Lektürepraxis der Geschlechtsidentität verknüpft werden. Einen Hinweis auf die Verwobenheit der Konzepte von Performativität und Autobiographie gibt auch Sidonie Smith, wenn sie davon ausgeht, dass Butlers Genderperformativität über das Konzept einer autobiographischen Performativität neu gerahmt werden kann.⁹ Butlers Schriften werden, ohne von ihr selbst als Theorie der Autobiographie ausgewiesen zu sein, von der Autobiographieforschung vereinnahmt – zu Recht, wie es scheint, erweist sich doch das Konzept der Performativität als Möglichkeit der Retheoretisierung und zugleich dekonstruktiv orientierten Politisierung von Differenztheorien. Der Zusammenhang zwischen Performativität und Autobiographie ergibt sich dadurch, dass das autobiographische Ich seiner (Geschlechts-)Identität nicht vorgängig ist und nur über reiterative Diskurse überhaupt ins ‚Sein‘ kommt. Rhetorische Lektüerverfahren, wie sie Butler u.a. über die Tro-

pe der Metalepse entwickelt, sind signifikant für diesen theoretischen Zug. Der politische Anspruch einer solchen Zugangsweise lässt sich darüber ableiten, dass gerade über eine rhetorische Lektürepraxis hegemoniale Formen des Verstehens und der Wissensproduktion auf ihre kontingenten Grundlagen hin überprüfbar werden. Dies vor dem Hintergrund einer Forschungssituation, die, so Jane Flax, als „transitional state“ beschrieben werden könnte, in dem es darum geht, das ‚Selbst‘, Geschlecht, Wissen, soziale Beziehungen und Kultur zu verstehen und zu re-konstituieren, ohne auf lineare, teleologische, hierarchische, holistische, in binären Oppositionen verhaftete Denkstrategien Zuflucht zu nehmen (Flax: 1997, 170). Die Verbindung von Geschlecht und Gattung und die Frage nach der Provokation dieser Genres bilden einen möglichen Ausgangspunkt für ein solches Denken und Verstehen.

Literatur

- Babka, Anna, „‚Gender/Genre-(in)-trouble‘. Literaturtheorie nach dem ‚Gesetz der Gattung‘“, in: Burtcher-Bechter, Beate / Martin Sexl (Hrsg.), *Theory Studies? Konturen komparatistischer Theoriebildung zu Beginn des 21. Jahrhunderts*, Innsbruck 2001, S. 91–110.
- Babka, Anna, *Unterbrochen – Gender und die Tropen der Autobiographie*, Wien 2002.
- Butler, Judith, *Das Unbehagen der Geschlechter*. Übers. v. Kathrina Menke, Frankfurt a. M. 1991.
- Butler, Judith, *Bodies that Matter. On the Discursive Limits of ‚Sex‘*, New York / London 1993.
- Butler, Judith, *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Übers. v. Karin Wördemann, Berlin 1997.
- Butler, Judith, „How can I deny that these hands and this body are mine?“, in: *Qui Parle* 11 (1997), S. 1–20.
- Butler, Judith, *Haß spricht: Zur Politik des Performativen*, Berlin 1998.
- Butler, Judith, *Lecture: Modern Rhetorical Theory*, Berkeley 1998 [unveröffentlichte Vorlesungsmitschrift].
- Butler, Judith, *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*, Frankfurt a. M. 2001.
- Chase, Cynthia, „Giving a Face to a Name. De Man’s Figures“, in: Dies.: *Decomposing Figures. Rhetorical Readings in the Romantic Tradition*, Baltimore 1986, S. 82–112.
- de Man, Paul, „Der Widerstand gegen die Theorie“, in: Bohn, Volker (Hrsg.), *Romanik. Literatur und Philosophie*, Frankfurt a. M. 1987, S. 80–116.
- de Man, Paul, „Autobiographie als Maskenspiel“, in: Ders.: *Die Ideologie des Ästhetischen*, Frankfurt a. M. 1993, S. 131–146.
- Derrida, Jacques, *Die Schrift und die Differenz*. Übers. v. Rodolphe Gasché, Frankfurt a. M.: 1983.
- Derrida, Jacques, *Otobiographies. L’enseignement de Nietzsche et la politique du nom propre*, Paris 1984.

⁹ Vgl. Sidonie Smith, *Performativity, Autobiographical Practice, Resistance*.

- Derrida, Jacques, *The Ear of the Other. Otobiography. Transference. Translation. Texts and Discussions with Jacques Derrida*. Hrsg. v. Christie V. McDonald, Übers. v. Peggy Kamuf, New York 1985.
- Derrida, Jacques, „Sporen. Die Stile Nietzsches“, in: Hamacher, Werner (Hrsg.), *Nietzsche aus Frankreich*. Übers. v. Richard Schwaderer, Überarb. v. Werner Hamacher, Frankfurt a. M. / Berlin 1986, S. 129–168
- Derrida, Jacques, *Mémoires. Für Paul de Man*. Übers. v. Hans-Dieter Gondek, Wien 1988.
- Derrida, Jacques, „Das Gesetz der Gattung“, in: Ders.: *Gestade*, Wien 1994, S. 245–284.
- Derrida, Jacques, „Die Geschlechtsdifferenz lesen“, in: Calle, Mireille (Hrsg.), *Über das Weibliche. Mit Beiträgen von Hélène Cixous, Jacques Derrida, Philippe Lacoue-Labarthe u.a.*, Übers. v. Eberhard Gruber, Düsseldorf 1996, S. 85–96.
- Derrida, Jacques, „Typewriter Ribbon: Limited Ink (2) ('within such limits')“, in: Cohen, Tom / Barbara Cohen / J. Hillis Miller / Andrzej Warminski (Hrsg.), *Material Events*, Minneapolis / London 2001, S. 277–360.
- Flax, Jane, „Feminisms. Postmodernism and Gender Relations in Feminist Theory“, in: Kemp, Sandra / Judith Squires (Hrsg.), *Feminisms*, Oxford 1997, S. 170–178.
- Hamacher, Werner, „Der Satz der Gattung: Friedrich Schlegels poetologische Umsetzung von Fichtes unbedingtem Grundsatz“, in: *MLN* 5 (1980), S. 1155–1180.
- Hamacher, Werner, „Unlesbarkeit“, in: de Man, Paul (Hrsg.), *Allegorien des Lesens*, Frankfurt a. M. 1988, S. 7–28.
- Jacobus, Mary, „The Law of/and Gender: Genre Theory and The Prelude“, in: *Diacritics* 4 (1984), 47–57.
- Lang, Candace, „Autobiography in the Aftermath of Romanticism“, in: *Diacritics* 12 (1982), S. 2–16.
- Liepold-Mosser, Bernd, *Performanz und Unterbrechung. Prolegomena zu einer Philosophie des Politischen*, Wien 1995.
- Menke, Bettine, „Das Nach-Leben im Zitat. Benjamins Gedächtnis der Texte“, in: Haverkamp, Anselm / Renate Lachmann (Hrsg.), *Gedächtniskunst: Raum – Bild – Schrift. Studien zur Mnemotechnik*, Frankfurt a. M. 1991, S. 74–110.
- Menke, Bettine, „Verstellt – der Ort der ‚Frau‘“, in: Vinken, Barbara (Hrsg.), *Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika*, Frankfurt a. M. 1992, S. 436–476.
- Menke, Bettine, „Rhetorik und Referentialität bei de Man und Benjamin“, in: Weigel, Sigrid (Hrsg.), *Flaschenpost und Postkarte. Korrespondenzen zwischen Kritischer Theorie und Poststrukturalismus*, Köln 1995, S. 50–70.
- Menke, Bettine, *Prosopopöia. Stimme und Text bei Brentano, Hoffmann, Kleist und Kafka*, München 2000.
- Nietzsche, Friedrich, „Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister“, in: Giorgio Colli / Mazzino Montinari (Hrsg.), *Kritische Studienausgabe. Friedrich Nietzsche*, München / Berlin / New York 1988a, Bd.2.
- Nietzsche, Friedrich, „Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne“, in: Giorgio Colli und Mazzino Montinari, *Sämliche Werke. Kritische Studienausgabe. Friedrich Nietzsche*, München 1988b, Bd. 1: S. 873–890.
- Smith, Sidonie, „Performativity, Autobiographical Practice, Resistance“, in: *a/b: Auto/Biography studies* 10 (1995), S. 17–33.

- Sprinker, Michael, „Fictions of the Self: The End of Autobiography“, in: Olney, James (Hrsg.), *Autobiography. Essays Theoretical and Critical*, Princeton 1980, S. 321–342.
- Trinh, Minh-ha T., *Women, Native, Other. Writing, Postcoloniality and Feminism*, Bloomington 1989.